

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 169.

Donnerstag, 2. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(13. Fortsetzung.)

Eine vorschriftsmäßige Wendung nach links, und der Kornett marschiert sporenklirrend wieder davon. Hinter dem Tore hört Sibylle sein Pferd wiehern.

Sie steht noch immer ganz still an der offenen Tür, die Klinke in der Hand. Sieht in den klaren, blauen Himmel und in den lachenden Wintermorgen. Sieht über den schimmernden Rhein, auf dem die Eisschollen tanzen.

Bis eine Stimme von hinten sie anruft:

„Aber Kind, was stehst Du da so lange in der offenen Tür? Es kommt ja so viel Kälte herein! War jemand da? Ich hörte den Klopfer so laut.“

Langsam mit eiskalten Händen schloß Sibylle die schwere Tür, legte die Kette und den Riegel vor und ging zum Eschentisch zurück. Da stand die Muhme Dorothee, ein dickes Wolltuch um die behäbigen Schultern. Ihre runden Augen waren in großer Neugier und Wißbegier auf Sibylle gerichtet.

Die machte sich weiter an der Wäsche zu schaffen und sagte dann langsam, — schwer, — fast ein wenig müde:

„Es war wieder der Bote von Balthasar Gildenborn, Muhme. Aber diesmal ohne Brief. Sein Herr käme nun in dreien Tagen, um mich zu holen.“

Muhme Dorothee hielt sich an der Tischkante fest, so zitterten ihr die Knie vor Spannung und Aufregung.

„Aber Kind, Kind, das sagst Du so ruhig und so nebenbei? Wo doch noch so unendlich viel zu beschaffen und zu bedenken ist bis dahin?“

„Ihr habt ja die ganzen Wochen schon geschafft und bedacht, Muhme. Alle Koffer stehen seit Oktober gepackt, und auch mein weißes Brautkleid habt Ihr fix und fertig geschneidert.“

„Aber das Essen, Kind, das Essen! Bedenke doch! Die Battenbergs werden sich doch nicht lumpen lassen mit dem Hochzeitsmahl. O, da muß ich doch schnell hinauf zur Ahne und alles mit ihr besprechen!“

„Ach, Muhme, es soll doch nur ein ganz kleines Essen sein, still und ohne Gäste. So wie es für diese ersten und teuren Zeiten paßt.“

„Davon verstehst Du nichts, mein Kind. Es muß doch der Herr Bräutigam einen guten Eindruck von unserem Hause bekommen! Und zum wenigsten wird doch sein Oheim, der alte Herr Fridolin, dabei sein. O, Sibylle, bist Du nicht neugierig auf Deinen Balthasar?“

Und schon war das Jüngferlein aus der Diele gehuscht und die Treppe hinauf zur Ahne.

Regungslos stand Sibylle am Tisch, — in den blauen Augen eine große Not. —

Es ist am Spätnachmittag des übernächsten Tages. Frühe Winterdämmerung ist über die Stadt gesunken.

In seinem warmen Stübchen steht der alte Fridolin Gildenborn am Fenster und schaut in das wirbelnde Wetter. Der Wind ist zum Sturm geworden und reißt die letzten gelben Blätter von seinem lieben Lindbaum. Anarrend beugen sich die kahlen Zweige und fegen den schneebedeckten Boden. Behaglich prasseln die Holzschette im warmen Kachelofen, und leise und verschlafen piept der Vogel im Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Da öffnet sich seine Stubentür, und in beschneitem Mantel hastet es über seine Schwelle. Er erkennt sofort, daß es ein Franzosenmantel ist, auch die rote Franzosenkappe, die tief gebudt in dem hochgeklappten Kragen sitzt.

Langsam steht der alte Mann auf und sagt freundlich: „Ihr möchtet wohl etwas zu essen haben?“

Aber der Fremde schließt fest die Tür hinter sich und schiebt sogar noch den Riegel vor. Dann sieht er sich rings um im Zimmer, um sich zu vergewissern, daß auch weiter keiner mehr zugegen ist.

Und dann fliegt der Franzosenmantel und die nasse Kappe jäh zu Boden.

„Ihr dürft nimmer erschrecken, Oheim Gildenborn. Aber ich bin es, die Sibylle Battenberg.“

Das hat der alte Mann allerdings nicht erwartet, und seine Augen werden groß und erstaunt, und er weiß sekundenlang nicht, was er sagen soll.

Sibylles seidene, lichtblonde Haare sind naß von Schnee. Ihr Kleid und das Spitzenhütchen am Hals sind zerdrückt von dem schweren Mantel.

Sie kommt langsam an den Kachelofen und hält die fast erstarrten, kleinen Hände gegen die Wärme. Ihre feinen Wangen sind rot von der Kälte und dem schnellen Lauf.

Jetzt hat auch der Alte seine Sprache wiedergefunden.

„Es ist doch niemand erkrankt bei Euch, Jungfer Sibylle? Oder sonst ein Unglück, das Euch so unerwartet zu mir treibt?“ Sie hat beide Arme gehoben und gegen den Ofen gelegt. Auch den blonden Kopf legt sie schwer dagegen.

In ihrem Gesicht ist ein großer Ernst, aber auch ein großer und fester Wille.

„Setzt Euch ruhig wieder in Eueren Lehnstuhl zurück, Oheim. Ich will Euch alles erzählen. Den Franzosenmantel und die Mütze habe ich mir heimlich von unserer Einquartierung genommen. Sonst käme ich ja nimmer ungehindert allein durch die Gassen als ungehütetes Frauenzimmer. Und hin zu Euch mußte ich heute noch; bei der frühen Dämmerung hat mich niemand erkannt. Und bei uns im Wormser Haus ist ein solches Backen und Braten, daß keiner acht hatte auf mich.“

Sie atmete tief und kam jetzt einen Schritt näher auf ihn zu.

„Ihr wißt ja, daß ich Botenschaft bekam, daß Euer Neffe morgen kommt.“

„Ja, Jungfrau, und da wunderts mich —“

„Ach Oheim, redet nicht, — fragt nicht, — ich bitte Euch von Herzen. Ich will Euch ja alles, alles sagen.“

Sie stand dicht vor ihm, die Hände über der Brust gefaltet.

„Es wird alles anders werden, als Ihr denkt, Oheim. Und ich muß Euch und der Ahne einen großen Kummer machen. Aber ich kann nicht anders!“

Groß und ernst sahen ihn ihre klaren, blauen Augen an.

„Ich kann den Balthasar Gildenborn morgen nimmer heiraten, Oheim. Ich kann nicht mit ihm gehen morgen nach Holland. Und Euch wollte ich es sagen, damit

Ihr mir helfen sollt. Denn die Ahne wird es mir befehlen und wird nicht hören auf mich.“

Der alte Gildenborn zog sein Schnupstuch aus der Tasche seines langen, braunen Rodes und wuschte sich ein paarmal damit über die Stirn.

Er konnte das alles garnicht so schnell fassen.

„Aber warum denn, liebste Jungfer? Warum denn nur auf einmal? Es ist doch alles darauf vorbereitet, und mein Neffe bereits hier.“

Sibylles Augen weiteten sich.

„Schon hier? O Gott, das habe ich ja garnicht gewußt!“

„Ja, er kam heute morgen, sehr erschöpft und ermüdet von dem weiten Ritt, — und ist bei mir abgestiegen. Er hat sich gleich zum Schlafen in meine Kammer gelegt, um morgen recht frisch zu sein.“

Sibylle war auf einen Stuhl gesunken und stützte beide Arme auf den Tisch.

Ihr Gesicht war jetzt sehr weiß geworden. Sie strich sich die verwirrten, blonden Haare aus der Stirn.

„Oheim Gildenborn, Ihr müßt mir helfen. Es geht nicht. Es geht bei dem allmächtigen Gott nicht? Ich habe es der Ahne schon oft und oft gesagt, aber sie will ja nicht hören. Lasset mich nicht sündig werden gegen mein eigen Gewissen! Wie soll ich jemand heiraten, den ich zuvor nie gekannt, noch gesehen?“

Sie hatte die Hände ineinandergekrampft und hochgehoben. Jetzt kniete sie nieder vor dem alten Mann und sah ihn an aus Augen, die wie die eines gehehten Wildes waren.

„Helft mir, Oheim, — helft mir!“

Es war ein großes Erbarmen in seiner Seele um dies junge, zitternde Geschöpf. Beide Hände legte er ihr auf den blonden, gesenkten Kopf, als wolle er sie beschützen vor aller Unbill.

In seinem gütigen Gesicht war ein großer Kummer.

„Warum seid Ihr nicht eher zu mir gekommen, Sibylle? Man hätte bei Zeiten Botschaft senden und vieles ändern können. Nun sollte morgen die Hochzeit sein, und die alte Ahne wird sehr erschrecken. Ich glaube, Ihr stellet Euch alles schlimmer vor, als es in Wirklichkeit ist. Ihr kennet ja meinen Neffen noch garnicht.“

Sibylle kniet noch immer auf der Erde.

„Kann er nicht bis zum Frühling warten, wenn man weiß, wie es mit Worms und den Franzosen geworden ist? Soll ich jetzt so weit, weit fort, wo die Heimat in größter Not ist?“

Der Alte wiegte den Kopf.

„Bis zum Frühling warten, — hm, — da ließe er gewiß mit sich reden. Denn aufgehoben ist ja noch nicht aufgehoben. Das beste wäre, Ihr sprächet einmal selber mit ihm, Sibylle. Soll ich ihn rufen?“

Aber ehe Sibylle noch antworten oder sich besinnen konnte, ward die Thür von der Kammer her aufgerissen, und in das Zimmer trat in buntem, abgetragenen Soldatenrock und mit recht verschlafenen Augen der Hauptmann Balthasar Gildenborn. Er hatte die Stimmen nebenan gehört und war wachgeworden. Nun richtete er sich die Augen und sah blinzelnd in die flackernden Kerzen auf dem Tisch.

Sibylle hatte sich von den Knien erhoben und war zurückgewichen hinter den Tisch. Hier stand sie hoch und steil und wagte nicht, sich zu rühren. Stand und blickte mit seltsam geweiteten Augen auf den fremden Mann im Arlegtsleide, dessen Weib sie morgen werden sollte.

Balthasar Gildenborn war breit und untersezt und hatte einen lang herabhängenden Schnurrbart. Seine grauen Angeln bligten lustig unter den buschigen Brauen hervor, und die Haare fielen ihm glatt und schlicht bis auf die Schultern, nach der Mode der Zeit.

Dies alles nahm Sibylle sekundenlang in ihre Seele auf, und das Herz klopfte ihr dabei, als wollte

es zerspringen. Auch der Hauptmann starrte sie unentwegt an. Er hatte wohl so Liebliches und Zartes bei seinem alten Oheim nicht erwartet.

Der alte Gildenborn sah sehr erschrocken und ein wenig hilflos von einem zum anderen.

Der junge Balthasar richtete sich den letzten Schlaf aus den Augen und lachte fröhlich auf.

„Ei, Oheim, was habt Ihr für ein liebliches Jünglein bei Euch zu Gast? Hab nimmer gedacht, daß Ihr alter Knabe noch Gefallen an dergleichen findet. Da habe ich wohl gar gestört?“

Groß und ernst sah Sibylle den Sprechenden an.

„Ich bin Sibylle Battenberg selber, Herr. Und ich kam mit einem wichtigen Anliegen soeben zu Euerem Oheim. Nun ist es gut, daß Ihr hier seid, damit Ihr gleich alles mit anhören könnt.“

Der junge Hauptmann schien sehr verwirrt. Sprachlos sah er zu dem Mädchen herüber. Er wußte plötzlich garnicht, wie er sich nun eigentlich zu benehmen hatte, Unentwegt sah Sibylle ihn an, und es war eine große Ruhe über sie gekommen.

„Ihr dürft mir nimmer zürnen, Herr. Aber ich kann morgen Euer Weib noch nicht werden. Ich kann morgen noch nicht aus Worms fort, wo die Stadt in so großer Not und Bedrängnis ist und niemand weiß, wie es ausgehen wird.“

Jetzt lachte er.

„Meinet Ihr etwa, ein schwaches Frauenzimmerlein könne dieser Stadt helfen? Und wenn Unruhen und Gefahren bevorstehen, scheint es mir fast besser, Ihr wäret drüben in Holland in Sicherheit. Ich werde Euch doch lieber gleich mitnehmen, Jungfer, denn Ihr habt ein feines, zartes Wesen und gefallt mir ausnehmend gut. Und da es unsere Eltern nun einmal so abgemacht und alles darauf eingerichtet ward, so bin ich nimmer willens, zu verzichten.“

Und er trat etliche Schritte vor und musterte sie fest von oben bis unten.

Da wich der Anflug von Ruhe jäh von ihr, und eine grenzenlose Angst umschürte sie. Ja, legte sich wie ein Panzer so fest um sie, daß sie nicht mehr sprechen konnte. Zum alten Gildenborn sah sie hinüber in stummem Flehen.

Der sah noch immer ein wenig gebeugt in seinem Lehnstuhl, die ängstlichen Kinderaugen von einem zum anderen wandern lassend. Als ihn Sibylle nun so flehend ansah, nickte er ihr gütig zu. Stand dann bedächtig auf und legte seinem Neffen beide Hände auf die Schultern.

„Gernach, gernach, mein lieber Balthasar. Junge Frauenzimmer sind keine Festungen, die man stürmen kann. Du mußt ihr Zeit lassen, denn sie hat Dich noch niemals in ihrem Leben zuvor gesehen. Ich werde sie jetzt zurückgeleiten zum Wormser Hause und der Ahne sagen, daß wichtige Dinge Dich verhindert hätten, hierher zu kommen. Jetzt sind die Zeiten überhaupt nimmer dazu angetan, Hochzeiten zu feiern. Ich meine, wenn im Lenz die Franzosen heraus sind aus Worms, kommst Du wieder und holst Dir die Braut.“

Ganz ruhig und selbstverständlich hatte der alte Mann gesprochen. Freundlich und überzeugend.

(Fortsetzung folgt.)

Alter Blumenreim.

Aus dem Altdutschen von Walter Meißner.

Jasmin, Ranunkel und Zwiebelblüte,
Gedeihen auch ohne Gottes Güte.

Blaue Veilchen und Hyazinthen,
Schmücken das Beet auch des Bösegeinten.

Goldregen, Krokus und Tulipan,
Kann selbst der Totengräber han.

Aber Männertreu und Vergißmeinnicht —
Blühen nur unter Liebchens Angesicht!

Athen, zweiundsiebzig Stunden.

Von Heinrich B. Kranz.

Die Akropolis, weißleuchtend mit ihren Marmorblöcken und kühlen Säulen, ist auch heute noch der heilige Tempelbezirk, zu dem der Fremde wallfahrt. Unten, am Fuß des steilen Hügels, parken zwar Dukende Autos, ein Kiosk lauert mit Zigaretten und Ansichtskarten auf Fremde, eben donnert ein Autobus mit einem Dutzend Amerikanern heran. Aber dann hat man die Höhe erklimmt, da stehen sie, die Reste einer uns niemals vergangenen Kultur: Parthenon, Erechtheion, Propyläen — Ursprung dieser Stadt, ihr Herz, ihre heldische Geschichte. Darüber ein duntzsimmerner Himmel, funkelnde Sonne, Sommer. Griechischer Frühsommernachmittag auf der Akropolis!

Ah, aber da wimmelt es von dunklen Männern mit großen, verbaulten Köpfen, es sind Photographen, die uns schnell noch vor den vier Kariatyden verewigen wollen, für unsere neidischen Bekannten daheim. Eine alte Dame weicht schwerlegen aus. Ihre großen, grauen Augen sind die einer Märtyrerin. Ihr Begleiter sagt: Ich verstehe Sie nicht. Ich gäbe nicht das Leben eines einzigen neugeborenen Kindes für diese tote Ruinenwelt. Und sie erwidert erregt: Ich hätte mich 1687 vor die venezianische Kanone binden lassen, die den ersten Schuß aufs Parthenon abfeuerte.

Tanzende Kapellmeister.

Athen ohne Akropolis ist beinahe eine Großstadt in Europa. Es gibt Sträßenzüge mit vielstöckigen Häusern, Plätze, die Avenuen ausstrahlen, modernklassische Bauten, Autogewimmel. Dupenlärm. Die sehr vornehmen Chauffeure in Sträßenanzug und weichem Hut fahren wie nur temperamentvolle Griechen rasen können. Wer will sie zwingen, rechts auszuweichen, wenn links gerade schön Platz ist? Ein Mitteleuropäer mag seine Nerven verlieren. Der Grieche zuckt nur mit den Achseln. Gibt es in Berlin oder gar in New York weniger Autounfälle als bei uns?

An den Sträßenkreuzungen stehen herrliche Schuhleute. Sie tragen weiße Handschuhe bis nahe an die Ellbogen, einen blendendweißen Gürtel und ein ebensolches Gebänge, ihre Uniform ist tiptop, ihre Schuhe glänzen griechisch. Das herrlichste an ihnen ist die unnachahmliche Art, mit der sie den um die Ecke biegenden Wagen dirigieren. Nicht etwa mit der starr ausgestreckten Hand. Nein, ihre Rechte leitet ihn ärtlich oder anfeuernd in die gewünschte Richtung, dabei wiegt sich der ganze Körper elastisch wie der eines temperamentvollen Kapellmeisters. Die griechischen Verkehrsregler tanzen. Tanzen mit Hingebung. Es gibt keinen anderen Ausdruck dafür. Es sind tanzende Kapellmeister. Und so erscheint einem der zuweilen turbulente Verkehr am Konstitutionsplatz wie eine Fülle von Orchesterstimmen.

Der rettende Komboloi.

Besonders in den breiten Hauptsträßen, vor den vielen Cafés mit den kleinen Blechtischen am Gehsteig, am augenfälligsten in Piräus, wo mächtige Überseedampfer Ladung löschen: Gruppen herumlungender Männer. Sie klatschen, tratschen, gestikulieren, haben immer unheimlich wichtiges zu erzählen. Was aber tut man mit den Händen, um sie durch Sprechen nicht zu ermüden? Man beschäftigt sie mit dem Komboloi. Das ist eine Holzperlenkette, bald grün, bald rot, bald flobiger, bald feiner, unermüdlich wird er zwischen den Fingern gedreht, die Kugeln werden hin- und hergeschoben, aber niemand denkt dabei an Beten.

Komboloi ist etwa der Raugummi des Amerikaners, Spielbeschäftigung aus Nervosität oder Temperament, mancher will sich auf diese Weise das Rauchen ersparen, aber es wird deshalb nicht weniger geraucht. Immerhin — ich bin für Einführung des Komboloi. Er mag vielleicht wirklich beruhigen. Auch muß man ihn, bevor man zum Messer oder Revolver greift, vorerst in die Tasche stecken — das kostet viel Zeit und ist unbequem. Ich empfehle ihn zur Erziehung ruhiger Staatsbürger. Vielleicht findet sich in Amerika eine Suppenwürfelabrik oder eine Zigarettenfirma, die ihn zu Reklamezwecken gratis verteilt.

Überall Schuhpußer.

Warum nur diese unzähligen Schuhpußer, vor den Hotels, an jeder Sträßenecke, vor und in den Cafés, ganze Häuserfronten entlang — es gibt Schuhpußsalons, bequemst eingerichtet, mit Hauteuils, man wird dringlich eingeladen, doch näher zu treten.

Die Sträßen sind nicht staubiger als anderswo, auch regnet es viel seltener, wenn es auch regnet (in Griechenland regnet es!). Die Männer, die vorbeiziehen, sind gerade

keine Gents, ihre Anzüge sind etwas verschossen und die Krawatten nicht letzter Londoner Modeschrei, aber die Schuhe sind blank gepußt. Wahrscheinlich nur aus Mitleid mit den vielen armen Teufeln, die sonst verhungern müssen, läßt man sich im Tag fünfmal die Schuhe putzen.

Schuhpußen als beliebter Spaß kostet für den Einzelmischen nur eine Drachme (sechs Pfennig). Stellt sich aber der Fremde hin, so heben der schmutzige Zunge oder der runstige Greis entschieden drei Finger in die Höhe. Sie nehmen allerdings auch 1½ Drachmen, weniger nicht. (Ein guter Staatsbürger ist eben in jeder Lebenslage bemüht, viel ausländisches Geld ins Land zu ziehen). Ganz erschreckt ob der vielen Reinheitsfanatiker waagt man erst gar nicht, nachts im Hotel die Schuhe vor die Türe zu stellen. Tut man es dann noch einmal — versuchsweise — so findet man sie am Morgen zwar gereinigt, aber nur vom allergrößten Sträßenschmutz. Schließlich muß man doch hinunter und Nestor oder Achilles oder Agamemnon geduldig die Schuhe anbieten. Besahlen muß man keinen Lepia weniger. Eine solche Prozedur wird sehr feierlich ausgeführt, vier Bürsten treten in Aktion, zweierlei Salben und ein weiches Tuch. Der Spaß dauert 3 Minuten 20 Sekunden.

Bilderbuch Balkan.

Auf den Gehsteigen Menschengewühl, Topen vieler Rassen, schwarzmäntlige Popen mit und ohne Bart, wenig Frauen, keine Frauen. (Sie arbeiten, zu Hause oder in den Fabriken, sie arbeiten und die Männer gehen spazieren. Die vornehme Griechin zeigt sich nicht auf der Straße), Geldwechsler, die hinter ihrem Schranktischchen sitzen, auf Kunden wartend. Viele Sträßenverkäufer mit Früchten, herrlichen großen Orangen oder duftenden Rüben. Und Soldaten in khaki brauner Uniform, dann Evzones, die Leibgardisten in ihrem malerischen Schurzröcken, der Troddelmütze und den weißen Strümpfen. Auch Matrosen, breitspurig und stark vom nahen Hafen Piräus, sie haben Urlaub und gehen bummeln.

Immer wieder die runden Kioske, in denen man eigentlich alles kaufen kann: Zeitungen, Ansichtskarten, Marken, Schokolade, Fruchtwasser, Krugentöpfe, ein Taschenmesser, eine Armbanduhr. Neben Heften und Magazinen in allen Sprachen große Schundromane mit greulichen Bildern, auf denen holde Griechinnen von schurkischen Türken mit Krummsäbel geraubt und gemartert werden. In einem Kino ein Ufa-Film mit Heinrich George, zwei Sitzkategorien 20 Drachmen und 12 Drachmen (M. 1.20 und 70 Pfennig). In den Restaurants wird viel und gut gegessen, Fisch, Hammelfleisch, unbekannte Gemüsearten, leider alles in Öl gebraten, aber sehr billig. Obst in Überfülle. Und Blumen, Blumen, Blumen! Das Herrlichste in dieser Stadt die Blumen, weiße Rosen haben es mir besonders angetan!

Fatsmagorie.

Im billigen Revuetheater: „Sataneri“ (Teufelei), eine lustig-fantastische Angelegenheit in zwanzig Bildern. Ein braver Bürger (Dr. Faust) wird vom Teufel, einer raffigen dunkeläugigen Schauspielerin, in allerlei Versuchung gebracht. Vorerst ins Paradies, wo aber schreckliche Langeweile die Insassen quält und viel Gelegenheit zu satirischem Spaß bietet. Dann ins Fegefeuer, wo es schon lustiger ist. Alles verbnatürliches Zaubertheater, kitschigste Dekorationen, verlegen unbeholfene Girtänze, beinahe Vorstadttheater, aber dann doch etwas anderes. Denn alle diese Couplets mit Witzen und beklatschten Refrains sind aktuell zugespitzt, politisch eingestellt, es ist Volks-Zeittheater im idealen Sinn, etwa ein verwässerter Reston mag hier das zum Brechen volle Haus allnächtlich erheitern. Und welche Komiker! Ein kleiner, dicker Trottel neben einem zweimeterlangem Mageren, eine komische Alte, die grotesk singt und tanzt neben einem griechischen Buster Keaton! Alle sind sie Lieblinge der Stadt und werden bei ihrem Auftritt minutenlang beklatscht. Soll hier die Erneuerung unseres Theaters liegen? In Athen ist es jedenfalls die stärkste Konkurrenz des Films, der langsam alle anderen Sprechtheater zu verdrängen scheint. Das Nationaltheater schweigt, nur einige Operettenhäuser haben geöffnet, wer ernstes Theater sucht, hat nur das Theater Colopouli. Hier spielt Marita Colopouli, Griechenlands erste Tragödin allnächtlich Wedekind oder Lenormand, Hauptmann oder Goethe, Berneuil oder Shakespeare. Es ist gleichgültig, was sie spielt, sie spielt immer nur sich, und da sie eine ganz große Künstlerin ist, mit beinahe unheimlichem Theaterblut, sitzt sie in jeder Verkleidung.

„Old Q“ wettet auf seinen Tod.

Auswüchse der Bettelkundschaft. — 20 Puter gegen 20 Gänse. — Eine Schönheitskonkurrenz für Männerbeine.

Von Ernst H. Stadenhagen.

Eine der interessantesten Beschäftigungen, die man sich denken kann, besteht in dem Durchblättern der vergilbten Bettbücher, wie sie sich, manchmal Jahrhunderte alt, in zahlreichen englischen Klubs finden. Meist in Leder gebunden, mit Goldschnitt versehen, mit einem Papier, das, je älter das Buch, desto gröber und schlechter wurde, ermöglichen diese Bücher aufschlußreiche Einblicke in das Leben Alt-Englands und seiner Bewohner, deren Bettelkundschaft auch heute noch weithin berühmt, zuweilen geradezu groteske Formen annahm.

Eine Wette abzuschließen zeigte sich jeder jederzeit bereit, und um sie zu gewinnen, scheute man weder Mühe noch Kosten. Da war z. B. der Herzog von Queensberry, weit und breit nur als „Old Q“ bekannt. Er erbot sich einmal, mit einem Vierspanner, noch dazu mit einem Weiter auf jedem Pferde, in einer Stunde 30 Kilometer zurückzulegen. Die Sache schien so völlig unmöglich, daß die Wettsomme von 20 000 Mark im Handumdrehen gehalten wurde. „Old Q“ ließ nun zunächst eigens für diesen Zweck einen „Wagen“ bauen, aus leichtestem Material und von möglichst geringem Gewicht. Eigentlich bestand das Fahrzeug nur aus vier ganz schmalen Rädern, die durch die beiden Achsen und durch Lederbänder zusammengehalten wurden. Eine lederne Schlaufe diente auch als Sitz für den Fahrer. Das Geschirr hatte der Herzog wegen der Gewichtsersparnis aus Seide und Fischbein anfertigen lassen. Während dieses Fahrzeug gebaut wurde, wählte er aus seinem Stalle die passenden Pferde aus. Wochenlang wurden die edlen Tiere den anstrengendsten Ausdauerungsprüfungen unterzogen, sechs Vollblüter gingen dabei ein, aber ein ebenso schnelles wie ausdauerndes Gespann zusammengekauft. Eines schönen Morgens sauste „Old Q“ mit seinem Viererzug los, dem 15 Kilometer entfernten Punkte zu, den es zu umfahren galt. 53 Minuten und 27 Sekunden später war er wieder zurück; er hatte seine Wette gewonnen.

Der Herzog war Zeit seines Lebens ein so leidenschaftlicher Wetter gewesen, daß es nur natürlich scheint, wenn er in späteren Jahren selbst zum Gegenstand der Bettelkundschaft wurde. In der guten alten Zeit war man nicht gerade sehr art besaßet, und so finden sich im Bettbuch eines Klubs, dessen Mitglied „Old Q“ war, keineswegs selten Eintragungen wie: „Lord Mannes wettet, daß der Herzog von Queensberry heute über zwei Jahre nicht mehr lebt. Sir D. Talbot wettet dagegen. Betrag der Wette: 100 Guineen“. Ja, „Old Q“ beteiligte sich selbst an diesen Wetten, behauptete, er sei an einem bestimmten Tage tot, und zahlte mit verständlicher Genugtuung, wenn er dem Tode ein Schnippchen geschlagen hatte.

In einem Schlosse nahe Shrewsbury findet sich noch ein altes Wandgemälde, das eine sonderbare Wette im Bilde festhält. Ein früherer Herr des Landstuhles, Sir Edward Corbet, war maßlos stolz auf seine Figur, so sehr, daß er eines Tages seinen gesamten Grundbesitz gegen 20 Mark wettete, er besitze die schönsten Beine in der Grafschaft. An dem zur Austragung der Wette bestimmten Tage ergoß sich eine wahre Völkerwanderung nach dem Schlosse; jeder mit zwei einermäßen geraden Beinen wollte natürlich an dieser eigenartigen Schönheitskonkurrenz teilnehmen, die übrigen wenigstens zusehen. In der großen Halle mußten die Kandidaten sich einer genauen Begutachtung und Messung ihrer Gehwerkzeuge unterziehen. Diese Szene gibt das erwähnte Bild in drastischer Weise wieder. Aber wenn auch die Schiedsrichter viele gut geformte Beine in die engere Wahl zogen — man kann sich denken, daß die des Herrn Corbet dann nicht wenig zitterten —, so ging der eitle Schlossherr schließlich doch als Sieger hervor. Er hatte wirklich die schönsten Beine in der Grafschaft und durfte seinen Ahnen sitz behalten.

Natürlich war auch der Hof von der Bettelkundschaft nicht frei. So ist eine Wette der Königin Elisabeth mit dem berühmten Seefahrer Sir Walter Raleigh überliefert, bei der es um die in einem Pfund Tabak enthaltene Menge Rauch ging. Ein Pfund von dem eben aus Virginien eingetroffenen braunen Kraut wurde gewogen, verbrannt und die Asche gleichfalls gewogen. Der Unterschied ergab das gesuchte Gewicht des Rauches. Die Königin verlor und zahlte ihre Wette mit einem ihrer Miniatur-Portraits, die ihr Hofmaler für sie herzustellen pflegte.

Als Georg IV. noch Prinz von Wales war, wettete er einmal um 10 000 Mark, daß 20 Puter schneller eine Strecke von 15 Kilometern zurücklegen könnten als 20 Gänse. Das eigenartige „Rennen“ begann mittags, und anfangs schien es auch, als ob der Prinz, der mittels eines langen, rotbeimipelten Stodes seine Puter selbst trieb, leicht gewinnen würde. Als indessen die Dämmerung hereinbrach, zeigten seine Kenner ein bedenkliches Interesse für die zu Zeiten des Reges stehenden Dämme, auf denen sie sich für die Nacht hässlich niederzulassen gedachten. Vergeblich

schwankte der Prinz seine rote Fahne, vergeblich ließ er vor den Tieren Gerste auf den Weg streuen, um sie zum Weitermarsch zu veranlassen; es half alles nichts; für die Puter war es Schlafenszeit und das Rennen zu Ende. Die 20 Gänse setzten inzwischen ihren Marsch fort, zogen stolz an dem Prinzen mit seinen Putern vorbei, und dieser mußte die 10 000 Mark bezahlen.

Hundstags-Geographie.

„Ich kannstatt Juli nicht im August verreisen. Wenn dein Urlaub nicht in den Sommerfeld, dann mache wenigstens mit mir die Winterthur.“

„Herr Frank will ja auch im Winter fort. Nach Ägypten.“

„Kann er sich das denn erlauben? Ist er denn Herr Frankreich?“

„Nicht so reich wie Herford.“

„Kommt Ihr Onkel aus Stuttgart denn auch regelmäßig nach Bayern?“

„Nein, der ist Malta und Malta. Außerdem fährt er immer getrennt von seiner Frau und sagt: „I fahr net nach Bayern. Mei Weib Kanada sei.“

„Wenn's mir nirgends gefällt, dann sage ich mir: Dann Geeste halt weiter. Es ist ja Norwegen der Erholung. Vergleicht man nämlich Kosten und alles Drum und Dran, nein, mein Lieber, das Stettin keinem Verhältnis!“

„Fährt deine Frau auch mit?“

„Augenblicklich herrscht Gewitterstimmung. Gestern abend war's etwas spät. Da ging's dann los. Offenbar ich nicht immer so allein! So kommt kein anständiger Mannheim! Bringt der Mensch bei diesen teuren Zeiten einen Rausch von Weinheim! — Na, du kennst das ja alles. Dann sollte ich das Baby noch wiegen als Belohnung, daß es nicht geschrien hatte.“

„Das Baby belohnen? Seit wann bekommt denn ein Babylon?“

„Ja, dann ging's noch weiter: Marsch! Ins Bett Rhein! Komm mir nicht zu nahe, oder ich werfe dir ein Eisenach! — Sei doch ruhig, Madu, rief ich. Aber Güte war zwecklos. Ich wurde energisch: Du bist wohl Malmesbury! Ich war doch nur mit Gustav aus! — Sie aber wurde noch ärgerlicher. Du bist noch Döner, als dein Freund Gustav! Damit meinte sie dich!“

„Na, sei nur zufrieden. Sevilla dein Bestes! Wenn sie wieder mal ärgerlich ist, dann pade Siam iraulichen Standpunkt und verspreche ihr ein neues Sommerkleid. Und wie Christoph Kolumbus dereinstens wirst auch du aus diesem Meer der Irrungen herauskommen und mit ihm ausrufen: Ich Seeland!“

P u d.

Geliehenes Geld.

Zwei Freunde liehen von dir Geld.
Du gabst es willig, voll Vertrauen.
Sie wollten draußen in der Welt
Sich eine neue Heimat baun.
Der erste nahm es, reich beglückt,
Er sprach von seinem hohen Ziel.
Er hat dir fest die Hand gedrückt
Und fand des Dankes fast zu viel.
Der zweite nahm es ohne Wort.
Er redete und dankte nicht.
Dann zog er stolzen Hauptes fort.
Als sei dein Geben Menschenpflicht.
Vom ersten hörtest du nichts mehr;
Nur andre wußten um sein Glück.
Der zweite kam nach Jahren her
Und brachte dir dein Geld zurück.

P u d.

Scherz und Spott

Nach Jahren.

„Ach, Herr Fiedler . . es ist ja lange her, daß wir uns gesehen haben . . Sie wollten doch damals heiraten . . was ist denn daraus geworden?“

„Was daraus geworden ist? — Sechs Kinder!“

(Karikaturen).

Zeitgemäße.

„Du hast mir erzählt, daß du sechsundzwanzig Jahre alt bist und nun stellt sich heraus, du bist sechsunddreißig!“

„Ja, Liebster . . jetzt muß man doch mit allem Sparen — auch mit den Jahren!“

(Göt.)